In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 20. Posen, den 25. Januar 1928. 2. Jahrg.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

7. Fortsetzung.

Neben Bransen sagte jemand: „Yester!" — In der Tat, sie kam mit dem Baron zurück, strahlend und schillernd in einem unerhörten Gewand, das aus zusammengeflochtenen Perlen gebildet war. Ein funkelndes Herz aus vielen Rubinen lag über ihrer Brust. Ihr Erscheinen erregte Aufsehen in der Halle. Ueberall blitzten neidische und bewundernde Augen. Das Lächeln der großen Dame, die gewohnt ist zu siegen, wo sie immer erscheint, umspielte ihren hochmütigen Mund. Baron Brée aber schritt wie ein schwarzer Erzengel daher mit einem verklärten, besitzbewußten Lächeln. Die Stimme neben Bransen flüsterte: „Herr und Frau Baronin!"

Bransen stand mit zusammengezogenen Brauen, die Zähne aufeinandergepreßt, bereit zum Sprung. Jetzt hatte er sich wiedergefunden in einer eisigen und bedeutenden Ueberlegenheit, die jedes Erbarmen ausschloß. Während Yester funkelnd durch die Halle rauschte, stand es für ihn fest, daß diese Siegreiche verloren war. Er ging hastig durch die Halle und schöpfte auf der Veranda frische Luft. Es war nicht dunkel, die Luft war tiefblau, und über dem weißen, zischenden Meer wölbte sich der Abendhimmel wie ein vom Wind bewegtes Tuch. Einzelne Sterne blinkten trübe, wie Diamanten unter Schleiern, manchmal aber leuchtete der Himmel grell auf. Aufzuckende Blitznetze spannten sich über seinem Kopf, ohne daß ein Donnerschlag erfolgte. In der Ferne zog ein Licht gleich einem Nachtvogel über den Horizont. Bransen steckte die Hände in die Taschen und wandelte auf und ab, bis sich die Türen öffneten und Scharen von Menschen auf die Veranda strömten. Mit einem Schlag brannte auf jedem Tisch eine rote Lampe, und in nächster Nähe begann eine Kapelle zu konzertieren. Ein schmetternder Tenor sang dazu. Da streifte gerade neben ihm Yester vorüber, ohne ihn zu bemerken, obwohl er ihr offen ins Gesicht blickte und sich nicht versteckte. Nein, Yester sah ihn nicht; sie zog den Baron an einen Tisch, und sofort stellte ein Kellner neben ihnen Sektkübel auf.

Ja, es war nötig, kalten Sekt zu trinken; man atmete die Luft wie eine glühende Flüssigkeit ein und erstickte fast vor Hitze. Bransen suchte sich in einiger Entfernung einen Tisch aus und bestellte Sekt. Noch später erinnerte er sich an diese Flasche Sekt; Mumm, goût americain. Er sagte zu dem Kellner: „Sehr gekühlt, bitte."

„Sehr gekühlt, mein Herr, ja, ich verstehe," antwortete der Kellner und entfernte sich.

Bransen schlürfte den Champagner und ließ ihn auf der Zunge zergehen. Er lehnte sich zurück und preßte den Kopf auf die Lehne. Das Wetterleuchten, das über den Himmel ging, lautlos geschleuderte Blitze, prasselte in seine Augen. Jedesmal, wenn Meer und Horizont aufleuchteten, gewahrte er bizarre Bilder; Yester, die frühere, gewesene Yester, stand am Himmel und lächelte ihm zu, Bruchteile von Sekunden nur, solange, bis das Aufleuchten vorüber war. — Bransen lauschte der Musik und dem Tenor und mißtraute den sehnsuchtsvollen Tönen. Er fand den Gesang schauderhaft, und die Musik ekelte ihn, er trank ein Glas nach dem andern und spürte Asche auf der Zunge. Er wartete, aber es geschah nichts. Er träumte, er spreche durch ein Telephon mit Yester, und Yester rief ihm durch das Telephon zu, er sei ein Narr. Er antwortete, daß er sie erschießen werde, und sie lachte! Er saß und starrte in die rote Lampe auf seinem Tisch. Er wollte wieder einschenken, aber die Flasche war leer. Als aber Yester plötzlich aufstand, hielt ihn eine Lähmung auf dem Polster zurück. Er dachte daran, daß sein Haß jetzt mit allen Reserven im Feuer stand. Aber er spürte den tödlichen Haß nicht, er fühlte gar nichts. Und doch stand er schon in der Schlacht!

Yester ging, zärtlich an den Baron geschmiegt, über die Stufen zum Strand. Sie gingen sehr langsam und blieben einige Male stehen, als hätten sie sich etwas zu sagen. Sie sprachen aber nicht miteinander, doch ihre Blicke flossen zusammen. Baron Brée ergriff ihren Arm, und sie schritten nun über den Sand.

In diesem Augenblick legte sich seine Betäubung. Er sah ganz klar und handelte besonnen, rief den Kellner und beglich die Rechnung. Langsam erhob er sich und stieg zum Strand hinab, ohne zu zittern.

Bransen folgte dem Paar, bis er die Reihen der Badehütten erreicht hatte; hier blieb er stehen und preßte sich gegen eins der Häuschen. Er sagte sich, daß man ihn von der Terrasse nicht beobachten könne und war durchaus zufrieden. Er war genau so ruhig, als wenn er in seinem Zimmer über seiner Arbeit sitze.

Die beiden, gleich zwei Schatten, schritten am Meer entlang. Sie blickten beide in den Himmel, in das zerfließende Netz der Blitze, und sie blickten einander an und berührten sich mit den Händen. Sie gingen langsam in das Dunkel, in dem keine Linie mehr zu erkennen war. Aber Bransen spürte, fühlte es am ganzen Körper wie einen heftigen Schmerz, daß sie sich im Schutz der Dunkelheit umarmten und küßten. „Küsse nur, Yester! Es ist dein letzter Kuß!" Bransen zog die Pistole aus der Tasche und liebkoste sie mit seinen Augen.

Er hörte, daß sie zurückkehrten, der Sand knisterte. Sie blieben etwa hundert Meter vor ihm stehen; Yester ließ sich eine Zigarette geben, und Baron Brée entzündete ein Streichholz. „Gut, rauche Yester, es ist dir erlaubt. Es ist deine letzte Zigarette!"

Die Schatten gingen wieder, gelehnt an die weiße Fläche des heulenden Meeres, näherten sich der Brücke.

Da hob Bransen die Pistole. Er streckte den Arm aus und taxierte das Ziel, unheimlich gefaßt, mit der ganzen Anspannung seiner Nerven. Seine Hand, seine Finger waren ruhig, als wären sie leblos. Er haßte Yester so sehr, daß er Blut auf seinen Lippen spürte. Er kniff die Augen zu. Dann drückte er ab.

*

Die Luft über Bransen klirrte. Einzelne Sterne fielen ins Meer und waren erloschen. Er glaubte einen Schrei zu hören, aber es schrie niemand. Am Horizont kroch das Licht weiter und weiter; es war dasselbe Licht, das er schon vorhin gesehen hatte. Bransen floh nicht, sondern entfernte sich langsam zwischen den beiden Reihen der Badehäuser. Plötzlich fiel ihm ein, daß er auch Baron Brée zur Strecke bringen sollte. Er dachte kühl: „Mag er zum Teufel gehen!"

Als Bransen Geräusche hörte, blieb er augenblicklich stehen; er klebte an der Wand. Er sah sich um, doch ebensowenig, wie er hier gesehen werden konnte, vermochte er selbst irgendetwas zu erspähen. Er befand sich in vollkommener Ungewißheit; denn mit dem Abdrücken der Pistole hatte er die Augen geschlossen und sie nicht eher wieder geöffnet, als bis er außer Sehweite war. Er wußte nicht, ob seine Kugel getroffen oder gefehlt habe, vielleicht hatte sie Yester nur gestreift, vielleicht hatte sie ihr das Herz durchbohrt, vielleicht war sie in die Luft geflogen. Aber war nicht alles einerlei!? Er, Christian Bransen, hatte seine Karte abgegeben, und das genügte! Die Rechnung war beglichen, ob Yester nun noch lebte oder nicht! — „Mit Baron Brée nach Venedig, da du doch . . ." Er hatte mit der Antwort nicht lange auf sich warten lassen; es saß kein Makel mehr auf ihm; er hatte sich gerächt! Wilde Freude strahlte aus seinen Augen, obwohl seine Lippen bläulich angelaufen waren.

Er stand Sekunden hindurch so und horchte. Da, wo ein Lichtschein über den Sand fiel, klang es wie Pferdegalopp. Das waren die Menschen, welche die Treppe hinunterstürzten. Aus dem anschwellenden Stimmengewirr lösten sich einzelne heisere und spitze Schreie. Lichter knatterten. Die Dunkelheit rauschte. Es knackte und krachte, gellende Rufe flatterten zwischen Licht und Finsternis. Bransen glaubte, einzelne Worte deutlich zu verstehen. In diese sonderbaren und unheimlichen Laute fiel plötzlich ein Donnerschlag, der krachend einen langen Weg beschrieb. Es war ihm, als wenn ganze Heere von Menschen über den Strand galoppierten. Als wenn ein unsichtbarer General die Umgebung umzingeln ließ. Obwohl er ruhig blieb, nahm er an, daß kein Loch mehr zum Entschlüpfen übrig geblieben war. Jeden Augenblick mußte er gewärtig sein, daß ein greller Lichtschein ihn entdeckte. Plötzlich gellte eine wütende Stimme: „Avanti! Avanti!" und ein Strudel von Köpfen, Armen und Beinen fegte zehn Meter vor ihm über den Strand. Instinktiv riß Bransen die Tür einer Hütte auf und verkroch sich.

In der Hütte aber tauchte ein Gesicht auf, ein weißes Gesicht und grimmig blitzende Augen, doch Bransen behielt sich in Gewalt. Wenn draußen der Himmel aufleuchtete, konnte er es sehen, und seine Hand tastete über eine blanke Spiegelscheibe. Es drängte ihn geradezu, eine Zigarre zu rauchen, in Gedanken zu versinken und diese Augenblicke voll auszukosten. Während draußen entfesselte Wut tobte, stellte er tiefsinnige Grübeleien an. Wie kostbar war dieser Moment der Rache! Wie furchtbar wäre es, ein Leben lang in Mordbereitschaft herumzulaufen und kein Ventil für die eigene vernichtende Empörung zu finden! Jetzt — draußen dröhnte der Sand — war nach bürgerlichen Gesetzen ein Verbrechen geschehen, doch war das alles? Er hatte sich von einem Schatten, der sein ganzes Leben verdunkelt hätte, befreit! Mehr nicht! Er hatte ein Verbrechen begangen, um nicht gegen sich selbst zum Verbrecher zu werden! Er nahm es auf sich! „Stürmt, Leute, stürmt! Rennt euch die Köpfe entzwei! Hier stehe ich, Christian Bransen, und mache mir meine Gesetze selbst!"

Seine Kühnheit ging soweit, daß er entschlossen die Tür öffnete und wieder hinaustrat. Es war um nichts ruhiger geworden, der Lärm und die Aufregung hatte sich noch gesteigert. Aus allen Richtungen erschollen Rufe. Es waren nicht mehr Rufe des Entsetzens, sondern Rufe wie Befehle. Hinter ihm standen vier Stockwerke brennender Fensterscheiben, ohne daß das geringste von dem Hotel zu sehen gewesen wäre. Bransen ging vorwärts. Hier, zwischen den Reihen der Hütten, rührte sich nichts. Oder aber das Brausen des Meeres verschlang Geräusche von Häschern. Bransen marschierte mit weitausholenden Schritten, bis er die letzte der Hütten erreicht hatte. Plötzlich stand er in einer wild gestikulierenden Menschenmenge. Er drängte sich in die Gruppe hinein. Er riß die Arme ebenso in die Höhe wie die andern. Er horchte, was gesprochen wurde und verstand kein Wort: italienisch. „Heda, Leute, was ist mit Yester geschehen?" Augenrollen, keuchender Atem, schwankende Hände antworteten ihm.

Von weit her schrie die Stimme des Zyklopen auf: wie ein Sturmwind raste eine Horde grauer Gestalten in entgegengesetzter Richtung. Es begann ein schreckliches Laufen, als wäre der Täter gefangen. Die Gruppe um Bransen löste sich und zerstob. Die Menge wälzte sich über den Strand in die graue Dunkelheit hinein. Bransen blieb allein stehen und starrte dem grauen Haufen nach.

Er drehte sich um und ging zur Straße hinauf. Niemand nahm Notiz von ihm. Niemand hinderte ihn, die Straße zu betreten. Es war derselbe Weg, den er am Vormittag gegangen war. Er begegnete laufenden Menschen, die vermutlich wußten, warum sie so liefen, er begegnete Spaziergängern, die den Läufern verwundert nachblickten, ohne eine Ahnung zu haben. Sein Herz klopfte, da er der ersten Gefahr entwichen war, gleichzeitig hielt ihn ein steinerner Mut aufrecht. Er war ruhig, klar im Kopf, das sagte er sich immer wieder selbst. Er bog mit gleichmäßigen Schritten in die Hotelstraße ein, dem Kai entgegen.

Fünf Minuten später schwamm er auf dem Dampfer durch die Lagunen. Auf dem Schiff waren viele Ausflügler mit heiteren Gesichtern; keiner wußte, was auf dem Lido geschehen war. Die Lichter Venedigs lockten verführerisch und verhießen Freiheit.

Bransen saß neben dem Schornstein in einer wahren Backofenglut, daß der Schweiß auf seine Stirn trat. Er fühlte sich sonderlich befreit, als seien schwere Ketten von ihm abgefallen. Er atmete in vollen, kräftigen Zügen; kurz vor der Anlegestelle sah er auf die Uhr. Es war schon zu spät geworden, um den Nachtzug zu erreichen. Doch — mußte er sich so beeilen? Vorläufig konnte nicht der Schatten eines Verdachtes auf ihn fallen. Seine Kühnheit machte ihn leichtsinnig. Er stieg aus und ging sofort zum Hotel hinüber.

Er trat nicht ein; denn es ging ihm etwas durch den Kopf. Hatte er nicht mitten in der Nacht den Portier angerufen und nach der Tänzerin Yester gefragt? Hatte er nicht am frühen Morgen den Portier beauftragt, die Adresse der Tänzerin ausfindig zu machen? Welch eine Unvorsichtigkeit! Er dachte ferner: „Wer ist diese Frau von Janotta, und sollte sie wirklich meinen Namen nur daher wissen, weil sie ihn auf dem Buch gelesen hat? War diese Lösung stichhaltig? Er war allzu unvorsichtig gewesen!

Trotz allem trat Bransen ein; denn noch viel törichter wäre es, wenn er spurlos verschwinden wollte, ohne seine Rechnung zu begleichen. Das hieße geradezu, sich selbst zur Anzeige zu bringen. Er ließ sich den Zimmerschlüssel geben, meldete seine Abfahrt für den andern Morgen an und forderte die Rechnung. Nun, nachdem alles erledigt war, hatte er die Wahl, entweder hier zu übernachten oder (man konnte nicht wissen, ob der Portier eine Gefahr sei) ein anderes Hotel aufzusuchen. Mitten aus seinen Ueberlegungen weckte ihn eine Stimme.

„Herr Bransen!"

(Fortsetzung folgt.)

Nachtcafé.

Von Claude Orval.

Mit einem aufsehenerregenden Begrüßungsradau betraten drei junge Lebemänner das Nachtcafé „Zum gefallenen Engel“. In ihrem Kielwasser folgte ein junges, bleiches, armes Zigeunermädchen. Ihre bunten Lumpen, mit denen sie angetan war, standen in grellem Gegensatz zu den feierlichen Fräcken der Herren und den großen Abendtoiletten der Damen. Die drei lustigen Nachtvögel hatten das Mädchen in einer dunklen Pforte gefunden, und es in ihrem Uebermut zum Souper eingeladen.

Ein Kellner näherte sich.

„Das übliche Kabinett?“

„Ja — und vier Gedecke!“

Als sie unter Entfaltung großen Spektakels endlich Platz genommen hatten, verneigte sich der eine Kavalier ganz zeremoniell gegen die Zigeunerin:

„Fräulein, darf ich mir die Freiheit nehmen, Sie nach Ihrem werten Namen zu fragen?“

„Lola!“

„Lola? Entzückend! Also, Fräulein Lola, gestatten Sie mir, daß ich bekannt mache: Dort rechts Herr Gaston Morand, reich, sehr reich, Sohn eines berühmten Brauereibesitzers — prächtiger Kerl — mit einem Goldherzen — sehr leicht — sehr leicht um Geld anzupumpen, ja — und links — Herr Charles Flapot, einer der schlimmsten Gegner Gastons. Schweig still — du kommst auch noch ran. Vor dem da müssen Sie sich in acht nehmen, Fräulein, er ist gefährlich, aber man verzeiht ihm gern, denn er ist so komisch, wenn er besoffen ist! Endlich meine Wenigkeit! Raoul Cimeres! Ueber den will ich lieber schweigen, denn über Raoul Cimeres redet Flapot gern!“

Gaston Morand fing an zu lachen, als er Flapots beleidigtes Gesicht sah. Dann sprachen sie dem Souper herzhaft zu. Das junge Mädchen aß trotz ihres grimmigen Hungers bescheiden und anständig, sogar mit einer eigentümlichen, feinen Schamhaftigkeit.

Der Champagner wurde eingeschenkt, und die Laune war geradezu üppig. Nur Flapot wurde immer trübsinniger und finsterer, je länger er trank.

Gaston Morand bekam eine „Idee“.

„Lola, mach uns die Freude und deute die Linien unserer Hände!“ Er streckte ihr seine Hand hin.

Lola zögerte. Dann beugte sie sich über die Hand.

„Na?“ fragte Morand. „Sprich doch! Nur keine Angst, ich bin nicht abergläubisch!“

„Ihre Lebenslinie hört in der Mitte auf. Sie ist gerade mitten abgebrochen.“

„Was zum Teufel sagt Lola?“ lachte Morand. „Ich bin über 46 Jahre alt. Demnach habe ich also nicht mehr viel Zeit . . .“

„Sie sterben heute nacht,“ sagte Lola.

Peinliches Schweigen. Dann brach Morand wieder in teuflisches Gelächter aus.

„Jetzt bist du dran,“ sagte er zu Raoul Cimeres.

Lola nahm seine Hand.

„Sie werden eine schreckliche Ungerechtigkeit begehen. Unter Eid werden Sie eine lügnerische Beschuldigung aussprechen.“

Flapot wollte nicht mit von der Partie sein. „Närrisches Komödienspiel!“ zischte er.

Morand leerte sein Glas. Er war stark berauscht. Flapots mürrisches Gesicht reizte ihn.

„Du, Charles,“ begann er, „Lola sagt, daß ich heute nacht sterben werde — vielleicht bist du's, der mich totschlagen wird, he?“

„Halt den Mund! Du bist ja dämlich!“

„Dämlich? Nein — aber du willst mich gern los sein, damit du nicht zu bezahlen brauchst, was du mir schuldest — wie viel ist es eigentlich?“

„So — nun machste vielleicht bald mal Schluß!“ schrie Flapot knallrot vor Raserei.

„Nee — laß nur die Sache mal untersuchen — ich habe alles aufnotiert — immer ruhig Blut — ich habe Ordnung in meinen Sachen — siehst du — ja: den 6. Mai 500 Frank — den 18. Mai 1000 Frank, den . . .“

Flapot schnellte in die Höhe und entriß Morand das Notizbuch. Was dann geschah, ging wie der Blitz. Wie ein Traum. Wie ein Alp, der schwer lastet. Flapot bekam ein Glas Champagner an den Schädel. Er schrie auf. Er raste. Er ergriff ein Tischmesser und jagte es tief in Morands Brust. Morand wackelte. Tastend griff er nach dem Tischtuch, fiel um und riß das Tuch mit Flaschen, Tellern und Gläsern unter gräßlichem Klirren und Poltern mit sich.

Unheimliche Stille. Die Tür wurde aufgerissen. Die Leute strömten herein. Wie im Nebel hörte Raoul Flapot flüstern:

„Rette mich — hörst du — habe Mitleid . . .“

Dann richtete er sich ein wenig auf, so schwer es ihm auch wurde. Mit zittriger Hand wies er auf Lola:

„Pack sie! Sie hat ihn getötet! Ich beschwör's. Das ganze war ja Spaß . . .“

Ohne irgend welchen Widerstand zu leisten, ließ die Zigeunerin sich abführen. Cimeres ließ sich auf einen Stuhl fallen und schluchte. — — —

Raoul Cimeres erhob den Kopf — schwer wie Blei war sein Schädel — er versuchte, sich zu erinnern — plötzlich sprang er auf und sah sich um — er zog die Gardinen zurück — die Morgensonne strömte herein — was war denn eigentlich — was war geschehen?“

Plötzlich stürzte er zu Morand [illegible] beugte sich über ihn. Morand lehnte gegen den geplünderten Tisch. Er faßte seinen Kopf und richtete ihn ein wenig auf. Morand grunzte im Halbschlaf und fiel fauchend und prustend zurück.

Raoul Cimeres fuhr sich erleichtert über die Stirn . . .

„Ach — Gott sei Dank!“ flüsterte er.

Dann blickte er sich wieder um. Flapot lag schnarch[illegible] auf einem Diwa[illegible].

Lola aber war nirgends zu sehen . . .

(Aut. Uebersetzung aus dem Französischen.)

Es war einst ein Herr Gobelin.

Eigentlich ein Monsieur Gobelin, und er wurde im Laufe der Zeiten zur Sache, wie der Herr Litfaß, der nun in Säulenform an den Straßenecken steht. Der Gobelin, der heute ein Teppich ist, ein kostbarer Wandteppich, war einst der Senior einer Teppichweberfamilie.

Eigentlich war Monsieur Gobelin ein Färber, ein Mitglied der ehrsamen Pariser Zunft, die das Wollgewebe und die Wollfäden bald grün, bald rot färbte. Seit Generationen tat Monsieur Gobelins Familie nichts anderes als Wollfäden rot und grün zu färben. Da kam eines Tages der künstlerische Schwung in die Familie, der den Namen der ehrsamen Färber in der ganzen Welt und für viele Jahrhunderte berühmt machen sollte. Einem Herrn Gobelin war es zu langweilig, immer nur Fäden rot und grün zu färben. Er begann, aus ihnen kunstvolle Blumen zusammenzustellen, und als die Farben allzu schroff nebeneinander standen, suchte er nach Zwischenfarben, nach Nuancen und bisher unbekannten Farbtönen. So kam es, daß nicht nur sein Färbereibetrieb bald wegen der Mannigfaltigkeit der dort erzeugten bunten Wollfäden berühmt wurde, sondern daß es ihm auch gelang, allmählich ein kunstvolles Verfahren zur Herstellung der schönsten Wandgemälde aus Wollfäden herauszubilden.

All das geschah im 15. Jahrhundert, und die Pariser Wollfärberfamilie Gobelin legte damit den Grundstein zu der großen Pariser Gobelinmanufaktur. Immer mehr trat die Wollfärberei in den Hintergrund, immer mehr widmete man sich der Bildweberei. Herrn Gobelins gewebte Bilder wurden bald so berühmt, daß Frankreichs Könige ihr Interesse diesem neuen Industriezweige zuwandten. Schnell war der Gobelin zum Gattungsbegriff aller Bildteppiche geworden. Friedrich I. und Heinrich IV. unterstützten durch große Aufträge für ihre Schlösser und die Geschenke an auswärtige Herrscher die Entwicklung der jungen Industrie. Aber erst unter Ludwig XIV. kam der große Aufschwung, kam die Blütezeit des Gobelins. Der kunstsinnige König erkannte die große Bedeutung dieses künstlerischen Handwerks. Er kaufte der Familie Gobelin Besitzung, Betriebe und Gewerbe ab und errichtete im Jahre 1662 die königliche Gobelinmanufaktur. Schon nach fünf Jahren wurden neue große Anlagen errichtet, die begabtesten Weber wurden aus Flandern herbeigerufen und die Fabrikation von Gobelins im großen Stil aufgenommen. Während der Jahre der Revolution verfiel auch die Gobelinweberei, und erst Napoleon I., der für alle nationalen Gewerbe und Künste ein außerordentliches Interesse zeigte, erweckte die Gobelinmanufaktur zu neuem Leben und machte sie zu einer staatlichen Anstalt. Immer mehr vervollkommnete sich die Technik der Bildweberei, und man ging dazu über, große klassische Gemälde möglichst getreu auf den Gobelinteppichen nachzubilden. Diese Stellung war auf die Dauer für die eigenartige Kunst des Bildwebens unhaltbar, sie forderte die Ausbildung eigener künstlerischer Ideen, eines eigenen Stils an Stelle der Nachbildung von Gemälden in einer für diese völlig ungeeigneten Technik. So fing man erst in neuerer Zeit an, nach den natürlichen Gesetzen des Bildwebens auch für diese Handwerkskunst einen eigenen Stil zu schaffen. Die Gobelinmanufaktur steht noch heute in voller Blüte. Sie erledigt nicht nur die Aufträge des Staates, der Gobelins fast stets als kostbare Geschenke an ausländische Herrscher benutzt, sondern sie erledigt auch die vielfachen aus dem Auslande von Händlern eingehenden Aufträge.

Im Zeitalter der Technik ist die Gobelinweberei nach wie vor eine reine Handfertigkeitsarbeit geblieben. Keinerlei maschinelle Einrichtungen sind bisher für das Weben eingeführt. Man benutzt große, aufrecht stehende Webstühle. Der Weber sitzt auf der linken Seite des Teppichs, und an den Hauptkettfäden wird zunächst der Umriß des zu webenden Bildes nach der vorhandenen Skizze angegeben. Dann beginnt die Einzelarbeit. Die Fäden werden mit der Spule in der freien Hand einzeln an ihren Orten eingezogen. In einem Spiegel, der auf der anderen Seite des Webstuhls angebracht ist, kontrolliert der Weber das Bild, das sich auf der rechten Seite des Teppichs ergibt. Es ist eine mühselige, unendliche Geduld erfordernde Arbeit. Sehr geschickte Arbeiter können im Laufe eines Jahres eineinhalb Quadratmeter des Gobelinteppichs herstellen, doch beträgt im allgemeinen die Durchschnittsproduktion nur einen Quadratmeter. Die Herstellungskosten werden für den Quadratmeter auf 15 000 Goldfrank veranschlagt. So kommt es, daß die größeren Gobelins, die oft Jahre zu ihrer Fertigstellung brauchen, Preise von 150 000 Goldfrank und mehr kosten.

Künstlergeschichten.

Der französische Komponist Leo Delibes besuchte Wien und promenierte in der Ringstraße mit dem Wiener Konzertmeister Josef Hellmesberger, der wegen seiner scharfen Zunge bekannt und gefürchtet war. Die beiden Musikgrößen trafen einen jungen Komponisten, der vor kurzem etliche Kompositionen herausgegeben hatte, die mehr als beeinflußt von Delibes waren. Der junge

Mann grüßte sehr ehrerbietig und Frau Hellmesberger an. Man konnte ihm deutlich anmerken, daß er keinen größeren Wunsch hatte, als dem französischen Künstler vorgestellt zu werden, weshalb Hellmesberger seinen Wunsch zu erfüllen beschloß. Er stellte die beiden einander vor: „Monsieur Delibes — Monsieur Le Dieb!" Ein Schüttelreim, der in seiner perfiden Mischung von Deutsch und Französisch den Nagel auf den Kopf traf. Glücklicherweise verstand der junge Komponist nicht, was Hellmesberger gesagt hatte.

Eines Tages stand Hellmesberger mit dem Direktor der Hofoper vor dem Theater. Die Proben zu „Orpheus und Eurydike" waren im Gange. Während die beiden Herren beisammen standen, kam die sehr korpulente Inhaberin der Rolle der Eurydike an ihnen vorbei und begab sich in das Theater. Beide Herren grüßten höflich, Hellmesberger aber flüsterte, während er den Hut zog, dem Direktor zu: „Da kommt Eure Dicke!" Der Direktor konnte nur mit Mühe sein Lachen verbeißen.

Das Leben der Bäume.

Auf Höfen und Plätzen stehen noch ganze Haufen von Weihnachtsbäumen, die keinen Liebhaber gefunden haben, die nun nutzlos verdorren müssen, während es doch ihre Bestimmung war, zu schönen, gesunden Waldbäumen heranzuwachsen. Ihr Leben ist an der Wurzel abgeschlagen worden wie so manches junge Menschenleben, das zu früh vom Schicksal geknickt wird. Und doch muß das kleine Samenkorn viele und schwierige Phasen durchmachen, ehe es zu einem widerstandsfähigen und starken Baum erwächst. Im Garten die Obstbäume stehen noch mit Rauhreif und Schnee bedeckt und schlummern, und träumen über die Wintermonate hinweg, bis die Frühlingssonne ihre Knospen zu neuem Sprießen wachküßt. Dann werden auch die in die Erde gelangten Kerne der Kirschen und Aepfel zu keimen beginnen. Zunächst bilden sie die senkrecht in den Boden eindringende Haupt- oder Pfahlwurzel, von der in einer gewissen Länge schräggerichtete Seitenwurzeln abzweigen, die sich dann wiederum vielfältig verästeln, und den Boden nach Nahrung für die junge Pflanze durchsuchen. Je eifriger die Wurzeln sind, und je reicher sich das Wurzelsystem entwickelt, um so besser gedeiht das Bäumchen. Wenn sich keine neuen Wurzeln mehr bilden, wächst auch die Krone des Baumes nicht mehr.

Alle Wurzeln wachsen da am reichlichsten, wo der geringste Widerstand und ein möglichst großes Maß von Feuchtigkeit vorhanden ist. Kommen sie an besonders wasser- oder nährsalzreiche Stellen im Boden, so bilden sie sehr viele Faserwurzeln, um die günstige Stelle möglichst auszunutzen. An trockenen Stellen verschwinden diese Saugwurzeln völlig. Das Wurzelsystem stößt überzählige Organe ebenso ab wie die Krone den mangelhaft belichteten und ernährten Zweigen die Nahrung völlig entzieht und sie dadurch ausmerzt.

Alle Wurzelneubildungen finden wahrscheinlich im Frühsommer und Herbst statt, bei günstiger Witterung und Bodenwärme auch wohl bis tief in den Winter, während im Juli bis August eine Ruhezeit in der Entwicklung eintritt. Ihre natürliche Grenze findet die Wurzelentwicklung durch das Alter des Baumes. Ein alt werdender Baum hat keine Druckkraft mehr, so daß die Wurzeln sich nicht mehr wie Schrauben in den Boden hineinzubohren vermögen und infolgedessen absterben.

Ein junger Baum kann erst recht zu wachsen beginnen, wenn die Wurzeln festen Fuß gefaßt haben. Eine gutentwickelte Krone ist als Schattenspender für den Stamm und als Schutz gegen Sonnenbrand geradezu eine Notwendigkeit. Ebenso wichtig ist für das Gesamtwachstum des Baumes die Entwicklung der Blätter, die ihrerseits für die Atmung aus der Luft sorgen. Büsgen drückt das folgendermaßen aus: „Assimilation und Atmung sind zwei Lebensprozesse, die ganz unabhängig voneinander in der Pflanze bestehen. Aufgabe der Blätter ist es, den Kohlenstoff zu beschaffen, dessen der Baum zum Aufbau seines festen Gerüstes, wie zur Vermehrung der lebendigen Substanz bedarf, und dann Förderung des Wasserstroms, der ihm mit dem Wasser selbst die dem Boden entstammenden Nährstoffe zuführt, und die Temperatur des Bauminnern in günstiger Weise beeinflußt. Die Blattspreiten sind am meisten geeignet, möglichst vielen ihrer grünen Zellen den Lichtgenuß zu verschaffen, der zu ihrer chemischen Tätigkeit nötig ist. In dieser Form bieten sie auch der Atmosphäre die größte Oberfläche zum Gas- und Wasserdampfaustausch dar."

Der Stamm, der Träger der Krone, leitet das Nahrungswasser aus den Wurzeln nach den Blättern und den Bildungssaft (die Baustoffe) von den Blättern nach den übrigen Pflanzenteilen, wo er gebraucht wird. Der Stamm muß fest genug sein, um dem Winde zu widerstehen. Er verstärkt sich deshalb in jedem Jahre um eine neue Holzschicht, den Jahresring, in der zugleich für die jährlich an Zahl zunehmenden Blätter der sich vergrößernden Krone neue Leitungsbahnen geschaffen werden. Die Rinde schützt gegen Verdunstung von innen und gegen Eindringen des Wassers von außen, gegen den nachteiligen Einfluß von Sonne und Frost. Während der Zuwachs des Stammes nach außen hin erfolgt, verdickt sich die Rinde nach innen durch Ansetzung neuer Bastschichten. Durch die mit der Zeit in der Rinde entstehenden Korkschichten sterben allmählich die außerhalb dieses Korks liegenden Teile ab, und es entsteht Borke. Die Krone gleicht im allgemeinen in Form und Bildung der Wurzel. Hochstrebende Kronen sind meist mit tief nach unten dringenden Wurzeln vereinigt, während flache Kronen eine in die Breite gehende Bewurzelung zur Bedingung haben. Eine unregelmäßige Kronenform läßt Schlüsse auf die Beschaffenheit des Bodens zu. Finden nämlich die Wurzeln auf der einen Seite des Baumes für ihr Wachstum sehr günstige Verhältnisse, so entwickelt der Baum demgemäß auf der gleichen Seite besonders kräftige Aeste und Zweige. Auch Schwerkraft, Licht und Wind beeinflussen die Baumgestalt. Die Zweige wenden sich dem Licht zu und von den beschatteten Stellen ab, wie man bei zu dichtem Baumbestand leicht beobachten kann. Die vorherrschende Windrichtung einer Gegend übt ebenfalls ihren Einfluß. An der See z. B. streben alle Kronen landwärts. Also auch die Windrichtung und Windstärke einer Gegend kann der Kenner aus den Blättern eines Baumes lesen. Der Baum artet seinem Boden, seiner Heimat nach, auch hierin dem Menschen viel ähnlicher, als dieser heute noch annimmt. Denn viel mehr als ein Symbol ist der Baum für das menschliche Leben, man kann ihn fast als Gleichnis bezeichnen. Das Leben des Baumes erkennen heißt daher: sich selber in seinen wichtigsten Zügen und Merkmalen erkennen. Studium und Beobachtung der Pflanze muß daher wichtigste Aufgabe des Menschen sein.

■ Aus aller Welt. ■

Weltausstellung 1932 in Nordamerika. Für das Jahr 1932 wird in den Vereinigten Staaten von Amerika eine Weltausstellung geplant. Die Ausstellungsgebäude sollen auf einem riesigen Terrain bei Brooklyn errichtet werden. Die Regierung wird in der Oeffentlichkeit aufgefordert, einen Kanal zu diesem Terrain graben zu lassen, der auch die Zuführung der größten Seeschiffe gestattet. Als Tag der Eröffnung wird der 22. Februar 1932 vorgeschlagen. Auf diesen Tag fällt der 200. Geburtstag George Washingtons.

Weibliche Seeleute. Die Emanzipation der Frau schreitet rastlos vorwärts. Ob es allerdings immer der geeignete Boden ist, auf dem sich weiblicher Tätigkeitsdrang im Konkurrenzkampf gegen den Mann zu betätigen strebt, möchten wir doch bezweifeln.

Wie wir einem Artikel des „Manchester Guardian" entnehmen, will sich die Unternehmungslust der britischen Frauenbewegung neuerdings sogar aufs Wasser wagen, das heißt nicht etwa, wie das ja längst schon üblich geworden ist, als Kanalschwimmerin oder als Segelbootsführerin bei einer Regatta, sondern als — Seemann, Pardon Seefrau!

Zwei Engländerinnen, die vor kurzem die Seemannsprüfung abgelegt und das britische Kapitänspatent erworben haben, haben ein Segelschiff erworben, das sie auf einer Werft zu einem regelrechten Schulschiff umbauen lassen. Mit diesem wollen sie im nächsten Jahre eine Weltumsegelung antreten.

Das ganze Personal des Schiffes, vom Kapitän bis zum letzten Schiffsjungen soll durchweg aus Frauen bestehen. Man mag den Versuch, selbst wenn er gelingen sollte, als sportliche Leistung bewerten, aber der Seemannsberuf, besonders auf Segelschiffen, ist bekanntlich einer der schwersten, der höchste Anforderungen an die körperliche Leistungsfähigkeit stellt. Und diesen Anforderungen dürfte die Konstitution der Frauen auf die Dauer doch nicht gewachsen sein. Hoffentlich wird dieser Versuch nicht mit allzu schweren gesundheitlichen Schäden bezahlt.

■ Fröhliche Ecke. ■

Er verteilt Zettel. Es war, als Lausebums für Knöterich und Co. in der Stadt Reklamezettel in die Briefkästen aller Wohnungen werfen sollte, 50 000 Stück. Da sagte Frau Müller, eine Nachbarin von Lausebums' Eltern, zu Frau Lehmann: „Ich sehe jetzt immer, wie der junge Lausebums im Hinterhof Papiere verbrennt. Wozu macht er denn das?"

„Ach," sagte Frau Lehmann, „ich glaube, er ist jetzt als Zettelverteiler angestellt."

Berliner Nachtbild. „Der Staatsanwalt hat jesagt: „Aujust, wenn du deine Strafe freiwillig und pünktlich antrittst, dann spar'n wa uns den Haftbefehl und et jibt Bewährungsfrist!" — „Und willste die Strafe antreten?" — „Jewiß, ick hab' ihm jleich die Uhr jeklaut, det ick mir nich verspäte!"

Unterschlagung. „Das ist aber recht nett, was du mir da bringst, Peperl! Da muß ich mich gleich für die vier delikaten Würste bei deiner Mutter bedanken!" — „Bitt' schön, Herr Lehrer, möchten Sie nicht so gut sein und sich für sechs Würste bei der Mutter bedanken?"

Verpflichtungen. „Wir sind heute bei Splettstößers eingeladen. Das ist immer schrecklich. Bruno brummt schon den ganzen Tag." — „Da hättet Ihr doch absagen sollen." — „Geht nicht. Das nehmen sie übel; dann laden sie einen nie wieder ein."

Das Nachschlagewerk. „Du, ich habe mir ein Konversationslexikon zugelegt!" — „Was ist das?" — „Einen Augenblick! Werde mal gleich nachschauen!"

Kathederblüte. „Krause III, ich warte nur, bis Sie mit Ihren Albernheiten fertig sind, damit ich anfangen kann."

Verantwortlich: i. V. Guido Baehr, Poznań.